KAREN MESSING

UNSICHTBARE SCHMERZEN

Was die Wissenschaft über die Arbeit lernen kann von jenen, die sie verrichten

Karen Messing Unsichtbare Schmerzen – Was die Wissenschaft über die Arbeit lernen kann von jenen, die sie verrichten.

Originaltitel: Pain and Prejudice – What Science Can Learn about Work from the People Who Do It

Aus dem kanadischen Englisch von Maria Steiner

© Between the Lines, Toronto 2013 © bahoe books, Wien 2021

1. Auflage ISBN 978-3-903290-07-5

bahoe books Fischerstiege 4-8/2/3 1010 Wien Österreich

bahoebooks.net

INHALT

i. Fabriksarbeiterinnen	,
2. Die unsichtbare Welt der Reinigungskräfte	26
3. Still stehen	65
4. Viel Verstand, aber schlecht bezahlt	9
5. Unsichtbare Teamarbeit	115
6. Home Invasion	135
7. Lehrer und Zahlen	160
8. Wie man Wissenschafterln wird	18
9. Krabben, Schmerz und skeptische Wissenschaft	20
10. Die Zehen des Statistikers	220
11. Können Wissenschafter Empathie entwickeln?	237

1. FabriksarbeiterInnen

Als ich klein war, nahm mich mein Vater eines Morgens in die Fabrik mit, wo er in der Geschäftsführung tätig war. Zu meiner Freude durfte ich beim Fließband sitzen und den Frauen dabei zuschauen, wie sie Radios verkabelten. Die roten, blauen und gelben Kabel mussten bei jedem Gerät an den richtigen Stellen gelötet werden. Die Frauen ließen mich sogar mit den bunten Drähten spielen, während mein Vater seiner Arbeit nachging. So war ich eine Weile lang beschäftigt, doch dann machte ich mich auf den Weg in das Büro meines Vaters. Etwas ging mir durch den Kopf. Ich fragte ihn: «Wird denen nicht fad, wenn sie den ganzen Tag dasselbe machen?» Er antwortete: «Aber nein, Karen, die sind nicht so schlau wie du.»

Ich war sprachlos. Mein Vater wollte mir erklären, dass diese erwachsenen Frauen weniger klug waren als ich, eine Fünfjährige, die eine ziemlich realistische Einschätzung von ihrem niedrigen gesellschaftlichen Status hatte. Seine Worte klangen nicht besonders plausibel, doch er schien sich ihrer gewiss zu sein. Ich zerbrach mir eine Weile darüber den Kopf und vergaß sie nie.

Viele Jahre später erhärtete sich bei mir der Verdacht, mein Vater könnte bezüglich der Intelligenz der Arbeiterinnen falschgelegen sein. Im Alter von siebzehn Jahren wurde ich wegen eines kleinen Vergehens für drei Monate von der Universität suspendiert. Ich bewarb mich in einer Buchhandlung und mehreren Restaurants und wurde schließlich als Kellnerin in einer für ihre schnellen Mittagsmenüs bekannten Cafeteria eingestellt. Meine Aufgabe bestand darin, jeden Gast mit Tablett, Serviette und Besteck auszustatten, die Bestellung aufzunehmen und sie dem Küchenpersonal mit dem richtigen Codenamen für die einzelnen Zubereitungsarten (Spezi-

al ohne Gemüse, New-York-Burger, usw.) zuzurufen. Für jedes der ungefähr zehn Hauptgerichte musste ich die richtige Garnitur oder Beilage liefern. Sobald die Bestellung in der Durchreiche erschien, musste ich sie der richtigen Person servieren. Falls die Speisen nicht in einem angemessenen Zeitraum fertig waren, musste ich mit dem Küchenpersonal verhandeln und abwägen, ob ich lieber die Nörgeleien der Gäste in Kauf nahm oder mich mit dem Koch Henry, einem furchteinflößenden Kerl, anlegen wollte.

Ich war eine unglaublich schlechte Kellnerin. Die Frauen, die schon seit mehreren Jahren im Service arbeiteten, konnten Aufträge von vier Gästen gleichzeitig bearbeiten. «Klatsch! Klatsch! Klatsch! Klatsch!», machten die Tabletts auf der Schank und das Besteck und die Teller klapperten dazu im Takt. Selber schaffte ich es hingegen nicht, mehr als zwei Gäste zu bedienen. Und zur besonderen Demütigung der Studentin einer Eliteuni war das größte Hindernis nicht körperlicher, sondern geistiger Natur. Ich war der kognitiven Herausforderung, die Aufträge von mehr als zwei Gästen mit all ihren Details zu erinnern und deren Verlauf zu verfolgen, schlicht und einfach nicht gewachsen. Beverly, eine junge Frau in meinem Alter, die kurz vor mir eingestellt worden war, war mir eine große Hilfe. Sie brachte mir kleine Tricks bei, die sie gelernt hatte, etwa die Petersilie auf dem Ei wegzulassen, wenn die Warteschlange allzu lange war. Es war diese Bekanntschaft mit Beverly, die meinen Verdacht, Menschen aus der ArbeiterInnenklasse könnten auch klug sein, bestätigte. Sie wies alle Stigmata eines Lebens in Armut auf - fehlende Zähne, Sprachmuster, die auf mangelnde Bildung schließen ließen, sie war alleinerziehende Mutter eines neugeborenen Babys - und trotzdem war ihr Verstand mindestens genauso schnell wie meiner. Wir verbrachten eine tolle Zeit zusammen, in der wir uns über das Management und das Küchenpersonal lustig machten, bis ich wieder an die Universität und in mein normales Leben zurückkehrte.

Durch diesen Job fing ich an, über die Machtverhältnisse zwischen ArbeitgeberInnen und ArbeitnehmerInnen nachzudenken. Beverly und ich bekamen einen damals üblichen Mindestlohn von einem Dollar pro Stunde. Das erschien mir als extrem wenig Geld, selbst in Anbetracht dessen, dass wir das Jahr 1960 schrieben. Mir war völlig unklar, wie Beverly und ihr Baby von so einem Lohn leben konnten. Noch dazu zwang uns der Arbeitgeber, für die Reinigung unseres Arbeitsgewandes selbst aufzukommen. Das erschien mir nicht richtig, schließlich gehörte uns die Kleidung ja nicht. Der Manager machte mir jedoch schnell begreiflich, dass ich für die Reinigung bezahlen und den Mund halten sollte, wenn ich nicht gekündigt werden wollte. Und einige Gäste vermittelten mir ebenso eindringlich, dass ich ihre herablassenden oder koketten Bemerkungen hinzunehmen hatte, wenn ich den Job behalten wollte. Wenn ich genug lächelte, ließen sie manchmal sogar ein Vierteldollarstück auf ihrem Tablett zurück.

In den nächsten Jahren riss ich mich zusammen und machte meinen Abschluss. Meine einzigen engen Begegnungen mit Arbeitern aus dem Niedriglohnsektor hatte ich in der Rolle der Kundin. Erst als ich eine Anstellung als Biologieprofessorin an der Université du Québec à Montréal (UQAM) erhielt, trat ich mit ihnen auf ganz andere Weise in Kontakt.

Im Jahr 1978 tauchte in einer Phosphatraffinerie bei Montreal ein Problem auf. Die dort arbeitenden Männer bekamen zu Ohren, dass das von ihnen verarbeitete Erz mit radioaktivem Staub verseucht war. Die Provinzverwaltung hatte Abfallgestein aus der Raffinerie für das Asphaltieren der Straßen gekauft, und einem Techniker war aufgefallen, dass die Straßen Strahlung abgaben. Es wurde eine potenzielle Gefahr für die AutofahrerInnen befürchtet. Durch Zeitungsartikel darüber erfuhren die Arbeiter im Werk zum ersten Mal, dass das Material, mit dem sie arbeiteten, radioaktiv und gesundheitsschädlich war. Sie riefen die Gewerk-

schaft an, die wiederum die Universitätsverwaltung anrief, die schließlich mich kontaktierte. Ich war die einzige mögliche Ansprechperson, die eine leise Ahnung von Strahlung und Schäden am Erbgut hatte. Der Gesundheits- und Sicherheitsbeauftragte der Gewerkschaft und ich fuhren eines kalten Tages an das Südufer des Saint Lawrence Flusses und trafen uns mit der Gewerkschaftsleitung in deren kleinem Büro. Dort warteten sechs Männer in ihren Dreißigern und Vierzigern, die bereits viele Jahre in der Fabrik verbracht hatten. Sie erzählten uns, dass nicht nur ihr Arbeitsplatz voll von radioaktivem Staub war, sondern die Arbeiter den Werksabfall auch mit nach Hause genommen hätten, um ihn als Phosphordünger in ihren Gärten zu verwenden. Ich wusste wenig über die Auswirkungen von Strahlen auf Menschen, aber ich gab den sechs Männern eine Basiseinführung, was Strahlung anrichten kann: Ihre Energie kann Chromosomen deformieren und dadurch die genetische Information der Zellen verändern, und veränderte Zellen stellen ein potenzielles Gesundheitsrisiko dar. Wortgewandt erwähnte ich, dass der Schaden auch an die nächste Generation und darüber hinaus weitergegeben werden konnte.

«Meine Tochter könnte also wegen meinem Beruf so krank sein?», fragte der Gewerkschaftspräsident «Jean-Jacques».¹ Mit einem Schlag wurde mir klar, dass ich nicht in meinem Hörsaal stand und einfühlsamer hätte sein sollen. Zu spät – ich hatte bereits einen Schock verursacht. Von den sechs Männern am Tisch waren fünf verheiratet, vier von ihnen hatten Kinder, von denen jeweils eines mit einem gravierenden gesundheitlichen Problem auf die Welt gekommen war, von einer Gaumenspalte bis zum Klumpfuß. Der fünfte verheiratete Mann hatte eine schwangere Frau, und plötzlich waren wir alle besorgt um ihr zukünftiges Kind. Tatsäch-

lich kam seine Tochter einige Monate später mit einem schweren Geburtsfehler auf die Welt: Sie litt an einer tracheo-ösophagealen Fistel, einer angeborenen abnormalen Verbindung zwischen Luftund Speiseröhre, die vom Mund bis zum Magen verläuft.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich Humangenetik mit meinem Beruf an der Uni verbinden sollte, doch mir war klar, dass Handlungsbedarf bestand. Irgendjemand musste schließlich herausfinden, ob in der Fabrik etwas nicht mit rechten Dingen zuging. So begann eine frustrierende und verwirrende Zeit, in der ich versuchte, qualifizierte Personen - Universitätsangestellte und MedizinerInnen - zu kontaktieren, um ihr Interesse an diesen hundert strahlenexponierten Männern zu wecken und ihnen dabei zu helfen, herauszufinden, was mit ihnen und ihren Familien passiert ist. Verwirrend deswegen, weil aus irgendeinem Grund keiner der logischen AnsprechpartnerInnen Interesse an einer Situation zeigte, die meiner Meinung nach sowohl vom menschlichen Gesichtspunkt her wichtig war, als auch wissenschaftlich betrachtet faszinierend war. Ich rief zuerst einen Genetikforscher in einem Kinderkrankenhaus in Montreal an und beging in meiner Naivität gleich einen Fehler: «Mein Name ist Karen Messing, ich bin Biologieprofessorin an der UQAM und wir haben die Vereinbarung mit einer Gewerkschaft getroffen, die ArbeitnehmerInnen über Gesundheits- und Sicherheitsrisiken zu informieren. Wir brauchen einen Experten für Humangenetik.» «Nein, ich bin nicht daran interessiert, für eine Gewerkschaft zu arbeiten», lautete die Antwort. «Nein, ich meinte nicht, dass Sie direkt für die Gewerkschaft arbeiten sollen oder die Gewerkschaft Sie einstellen würde. Es ist nur so, dass diese Menschen Strahlen ausgesetzt sind und ihre Kinder angeborene Krankheiten haben, und ich habe nicht die Expertise, um zu beurteilen, ob die Strahlenbelastung dafür verantwortlich ist», erklärte ich. «Nein, ich bin nicht daran interessiert, für eine Gewerkschaft zu arbeiten», wiederholte er.

¹ Alle Namen in Guillemets wurden anonymisiert.

Einer der Gewerkschaftsaktivisten, dessen Frau ein Kind mit Fehlbildungen auf die Welt gebracht hatte, wurde an einen Facharzt für Medizinische Genetik verwiesen, den ich hier «Dr. Tremblay» nennen werde.² Dr. Tremblay sagte zu ihm: «Diese Dinge passieren einfach, wir werden sie nie verstehen. Das hat überhaupt nichts mit ihrer Arbeit zu tun.» Als mir das zu Ohren kam, versuchte ich Dr. Tremblay zu erreichen, um herauszufinden, warum seiner Meinung nach kein Zusammenhang mit den Arbeitsbedingungen des Mannes bestand. Ich hinterließ Nachrichten für ihn und seine Kollegen, doch niemand reagierte auf meine Anrufe. Und obwohl ich bei späteren Telefonaten die Gewerkschaft nicht mehr erwähnte, ging es immer so weiter. Keine der zuständigen Personen, keiner der ForscherInnen mit der notwendigen Expertise erklärte sich bereit, die Arbeiter als Gruppe zu treffen oder ihre Arbeitsbedingungen zu untersuchen. Allein die Vorstellung eines möglichen Konflikts mit einem Unternehmen reichte aus, um meine KollegInnen abzuschrecken. Zu ihrer Verteidigung muss man sagen, dass sie die verzweifelten Väter nie persönlich getroffen haben. Vielleicht sollte man diesen Kontakt tatsächlich einfach vermeiden. Bis heute habe ich das Gesicht jenes Mannes nicht vergessen, der sagte: «Ich habe mein ganzes Leben lang in dieser schäbigen Fabrik gearbeitet, damit meine Familie sicher und gesund leben kann, und jetzt sagen Sie mir, dass die Herzprobleme meines Sohnes vielleicht meine Schuld sind?» Oder die Partnerin eines anderen Arbeiters, die trotz Kinderwunsch ihre Verlobung gelöst hat, aus Angst vor Strahlenschäden.

2 Nachdem die Reaktionen dieser WissenschafterInnen meines Erachtens eher auf systemische als auf persönliche Faktoren zurückzuführen sind, verwende ich hier Pseudonyme. Über die systemischen Faktoren stelle ich im Laufe des Buches Überlegungen an. Ich hatte kurz zuvor in unserem Institut für Biologie zu arbeiten begonnen, und mein Forschungsprogramm für Genetik zielte auf die Entwicklung und Stärkung eines Pilzes ab, der Moskitos abtöten sollte. Gemeinsam mit zwei Kollegen, die als Entomologen eine Ahnung davon hatten, wie man Moskitos erledigte, erhielten wir eine Förderung und das Projekt lief gut für uns. Ich hatte einige Studierende eingestellt, die damit beschäftigt waren, Pilze auf Plastikgeschirr zu züchten und ihre Sporen auf der Wasseroberfläche schweben zu lassen, wo Moskitolarven lebten. Meine Abteilung war froh darüber, mich eingestellt zu haben, weil ich unter Beweis gestellt hatte, dass ich Bundes- und Landesmitteln einwerben konnte.

Was sollte ich jedoch mit den Raffineriearbeitern machen? Ich sprach mit Micheline Cyr, Ana María Seifert und Claire Marien, drei sehr klugen Biologiestudentinnen, die auf der Suche nach einem Semesterprojekt waren. Sie boten an, mit mir zusammen der Strahlenbelastung auf den Grund zu gehen. Woche für Woche lasen wir über Strahlung und diskutierten, wie mit der Situation in der Fabrik wissenschaftlich und menschlich umzugehen sei. Wir fühlten uns schrecklich, weil wir nicht herausfinden konnten, ob die Probleme der Kinder tatsächlich auf die Arbeit ihrer Väter zurückzuführen waren, und niemand wollte uns unterstützen. Wir wussten nicht, ob wir die Verlobte beschwichtigen oder ihr Recht geben sollten.

Unsere Sorgen wuchsen weiter, als wir mehr über die Arbeitsbedingungen im Werk erfuhren. Wir trafen einen langjährigen Arbeiter, der von dem vielen Staub dort berichtete. Er erzählte uns, dass sie schon Wochen vor einem zahnärztlichen Eingriff ihre Tätigkeit einstellen mussten. Andernfalls war ihr Kiefer durch die Einwirkung des Phosphors im Staub zu porös, und der Zahnarzt befürchtete, es zu beschädigen. (Ein Jahr später, als der Arbeitgeber uns zum ersten Mal erlaubte, das Werk zu besichtigen, war

jede Oberfläche staubig. Schon nach wenigen Minuten fühlten wir uns selber ganz eingestaubt.)

Die Gewerkschaft organisierte ein Sonntagsfrühstück mit den Männern und ihren Familien. Für diese Gelegenheit hatten wir einen Fragebogen über ihre Reproduktionsgeschichte vorbereitet, der uns einen Einblick darüber verschaffen sollte, ob es überdurchschnittlich viele Fehlgeburten, Totgeburten oder Fehlbildungen in ihren Familien gab. Micheline, Ana María, Claire und ich gingen in den Keller einer kleinen Kirche, wo uns die Frauen der Arbeiter Eier mit Speck und Palatschinken servierten. Ich hielt einen Vortrag über die gesundheitlichen Auswirkungen von Strahlenbelastung. Diesmal war ich etwas taktvoller, aber das Publikum war verständlicherweise sehr angespannt. Die Ehefrauen waren dennoch froh darüber, einen Raum zu haben, wo sie ihre vielen Fragen stellen konnten. Die meisten Arbeiter waren zu jung, um Kinder zu haben, und so füllten nur dreißig Frauen den Fragebogen aus. Ihre Antworten erhärteten den Verdacht, doch die Stichprobe, die uns zur Verfügung stand, war zu klein, um mit absoluter Sicherheit von einem Problem ausgehen zu können.

Die wissenschaftliche Literatur behandelte ausschließlich Strahlung und bot somit keine große Hilfe. Sie enthielt lauter Berechnungen über die Dosen an Gamma- oder Röntgenstrahlen, die man von einer externen Quelle erhält, doch ich konnte nichts darüber finden, welche Auswirkungen die Einnahme und Inhalation von radioaktivem Staub hatte. Wie lange würde der Staub im Körper bleiben? Würden sich die radioaktiven Elemente in bestimmten Organen konzentrieren? Da die Strahlungsquelle nicht außerhalb des Körpers lag, waren alle Berechnungen in der wissenschaftlichen Literatur über die Distanz des menschlichen Körpers von der radioaktiven Quelle nutzlos. Wir brauchten also einen anderen Weg, um herauszufinden, ob die Strahlung Schäden verursachte.

Während meiner Ausbildung lernte ich Professor Abby Lippman von der McGill University kennen, die ihr Doktorat im Bereich Medizinische Genetik abgeschlossen hat. Sie stellte mir eine Ärztin vor, die mit der Untersuchung menschlicher Chromosomen vertraut war. Ich nahm Dr. Naomi Fitchs freundliches Angebot an, mich in ihrem Labor für die Untersuchung von Chromosomen einzuschulen. (Zur damaligen Zeit waren die wissenschaftlichen Einrichtungen weniger starr; heute würde keine Abteilung und kein Geldgeber einer neu eingestellten Professorin genügend Spielraum geben, um sich in fremde Forschungsbereiche einzuarbeiten.) Die Gewerkschaft hatte über die UQAM-Gewerkschaftsvertretung ein wenig Geld zur Verfügung, sodass ich Micheline, Ana María und Claire einstellen konnte, um bei der Chromosomenstudie zu helfen. Wir entnahmen einer kleinen Anzahl an Arbeitern Blutproben und bereiteten Objektträger mit speziellen Färbungen vor, um die Chromosomen sehen zu können. Die Studentinnen und ich untersuchten diese Dias (die mit Dias von anderen Testpersonen gemischt wurden, damit sie als «blind» galten), und wir alle waren der Meinung, wesentlich mehr Anzeichen von Schäden in den Proben der Arbeiter erkennen zu können, als bei nicht in der Raffinerie arbeitenden Personen.

Nachdem wir unseren Bericht an die Gewerkschaft und den Arbeitgeber geschickt hatten, interessierten sich endlich auch andere GenetikerInnen dafür. Tatsächlich erhielt ich einen Anruf vom Präsidenten der Canadian Genetics Society, der mich um meine Dias bat – der Arbeitgeber hatte ihn damit beauftragt, eine Gegenexpertise (also eine bezahlte Gegenmeinung) zu erstellen. Und nach mehr als einem Jahr Stille rief mich Dr. Tremblay, der Facharzt für Humangenetik, schließlich zurück. Der Arbeitgeber hatte auch ihn kontaktiert und ihn gebeten, mir mit einer Klage zu drohen. Er warnte mich davor, die Studie weiterzuverfolgen.

Ich verstand mehr und mehr, wie der nordamerikanische Wissenschaftsbetrieb funktioniert. Unsere mangelnde Erfahrung bei

der Analyse menschlicher Zellen machte den Studentinnen und mir nach wie vor zu schaffen und wir wollten ein unabhängiges Gutachten von jemandem einholen, der weder mit der Gewerkschaft noch mit dem Arbeitgeber in Verbindung stand. Ein Bekannter war ein anerkannter Experte für Arbeitsmedizin in den USA, Professor an einer großen Hochschule für öffentliche Gesundheit. Er bot an, unsere Studie zu wiederholen. Wir freuten uns darüber, schließlich wollten wir ja herausfinden, ob die Chromosomen der Raffineriearbeiter tatsächlich beschädigt waren. «Professor Ivy» kam, nahm Blutproben und verschwand wieder von der Bildfläche. Wenige Monate später erhielten alle (französischsprachigen) Arbeiter einen englischsprachigen Brief mit dem Briefkopf seiner renommierten Universität, der das negative Ergebnis der Chromosomen-Tests attestierte: Es bestünde keine Beeinträchtigung. Wir erhielten zwar keine Kopie, doch die Gewerkschaft rief uns an, um uns mitzuteilen, dass unsere Ergebnisse falsch waren. Als ich Professor Ivy anrief, um mir das zu bestätigen, meinte er, die Sekretärin habe die Briefe versehentlich verschickt, er habe die Proben noch gar nicht angeschaut. Andere Dinge hatten ihn auf Trab gehalten; er verhandelte gerade über seine Anstellung. Er bot an, den ArbeiterInnen ein Korrekturschreiben zu schicken. Dies geschah jedoch niemals, was für weitere Verwirrung sorgte. In unserem Telefonat bat er mich um die Erlaubnis, das Foto einer der von den Arbeitern entnommenen Blutprobe in einem Lehrbuch verwenden zu dürfen, an dem er gerade arbeitete. Er hatte noch nie ein auf diese Art beschädigtes Chromosom gesehen.3

3 Das Chromosom war trizentrisch, was relativ ungewöhnlich ist und mit einer Strahlenbelastung in Zusammenhang stehen kann. Um die Erlaubnis einzuholen, verwiesen wir Prof. Ivy an den Arbeiter, das Buch mit der Abbildung seines Chromosoms bekamen wir jedoch nie zu Gesicht.

Wir erhielten niemals Informationen über seine Analyse dieser Proben und hatten somit keine Gewissheit, ob unsere Ergebnisse korrekt waren, wenngleich Professor Ivys Interesse an dem stark beschädigten Chromosom auf die Existenz eines gesundheitlichen Problems hindeutete. Noch entscheidender ist, dass die Arbeiter bis zum heutigen Tag – mehr als dreißig Jahre später – keine Bescheinigung über ihren Gesundheitszustand oder den ihrer Kinder und Enkelkinder erhielten. Aufgrund des Vorfalls mit Professor Ivy waren sie sich auch nie sicher, ob sie uns vertrauen konnten. Angesichts der widersprüchlichen Informationen erschien es der Gewerkschaft am besten, mit dem Arbeitgeber zu verhandeln und anzubieten, den Kontakt mit uns einzustellen, wenn sich die Unternehmensleitung dazu bereit erklärt, den radioaktiven Staub in der Anlage zu entfernen und eine neue Entlüftungsanlage zu installieren. Das Management nahm dieses Angebot dankend an, und wir waren somit draußen. Soweit wir wissen, wurden diese Chromosomen nie wieder wissenschaftlich untersucht. Nach der Schließung der Raffinerie im Mai 1992 blieben 1,2 Millionen Tonnen radioaktiver Abfälle zur Entsorgung für die Umweltbehörden zurück.4 Professor Ivy leitete später eine Forschungsorganisation der US-Regierung für Gesundheit am Arbeitsplatz und genießt in Wissenschaftskreisen nach wie vor einen ausgezeichneten Ruf.

Meine Auseinandersetzung mit der Radiologie war damit noch nicht vorüber. Während unserer Beschäftigung mit den Raffineriearbeitern hatte ich viel über Strahlung und ihre Auswirkungen auf den Menschen gelesen und gelernt. Ich kam auch mit einem losen Forschungsnetzwerk auf dem neuen Gebiet der Arbeitsmedizin in Kontakt. In den 1970er und 1980er-Jahren entstand allmählich ein

⁴ Louis-Gilles Francoeur (1991) "Scorries radioactives sur la rive sud," Le Devoir, 5. 5. 1993, A1.